

EIN SÜDLÄNDER IN HAMBURG

Meine Erfahrungen mit der Integration

Gennady Bragiinsky

Ich sehe ziemlich südländisch aus. Ich bin das, was man auf Deutsch "Südländer" nennt. Anfangs weckte das bei mir romantische Gefühle. Ich dachte an südliche Sonne, südliche Strände und so weiter. Bald merkte ich jedoch, dass dieses Wort in den Zeitungen fast nur in den Rubriken über Verbrechen auftauchte.

In meinem früheren Leben in der ehemaligen Sowjetunion wurde ich immer für einen Kaukasier gehalten, manchmal auch für einen Zigeuner. Das besonders in meiner Studentenzeit, als ich einen Bart trug und ziemlich nachlässig gekleidet war. Übrigens: es waren nicht nur die Russen, die mich dafür hielten, sondern auch die Kaukasier und die Zigeuner selbst. Jedenfalls haben Zigeunerinnen niemals versucht, mir die Zukunft zu lesen. Statt dessen fragten sie mich einfach: "Bist du Roma?"

In Hamburg, wo ich jetzt wohne, werde ich von vielen Nationen "adoptiert", von Portugiesen bis zu Persern, aber am häufigsten hält man mich für einen Türken oder Araber. Ein paar Mal haben mir auch schon schöne Unbekannte auf Spanisch "Buenos Dias" gewünscht. Ganz automatisch pflege ich auch "Buenos Dias" zu antworten.

Manchmal fragen mich Reklameverteiler oder die Zeugen Jehovas, woher ich komme, um mir den muttersprachlichen Service angedeihen zu lassen. Ich bitte sie dann, zu versuchen, das selbst herauszubekommen. Die Wanderung geht normalerweise von "Türkei, Iran?" – "Nein." – "Armenien?" "Nein, aber warm." "Ukraine?" "Heiß." "Rumänien, Bulgarien?" "Zwischen Rumänien und Ukraine" mache ich die Aufgabe etwas leichter. Und wenn ich Glück habe, sagt dann jemand: "Ah, Moldawien, Kischinew."

Wer weiß schon in Hamburg, wo Moldawien liegt. Bestenfalls vergewissern sich die Leute "Liegt das irgendwo auf dem Balkan?" Im schlimmsten Fall vermuten sie es im Baltikum irgendwo zwischen Litauen und Estland. Zu erklären, wo diese "terra incognita" liegt, ist nicht ganz einfach. Alten Leuten hilft manchmal das Wort "Bessarabien", jüngere können sich mit Anstrengung noch an eine ehemalige Sowjetrepublik "Moldawien" erinnern, und ganz junge wissen überhaupt nichts mit diesem Gebiet anzufangen. Korrekt und offiziell wäre "Republik Moldau". Dabei denkt ein normaler Mensch aber eher an Smetana. Deswegen gehen die Bezeichnungen "Moldawien", "Moldau" und "Moldova", wie sich das Land selbst bezeichnet, lustig durcheinander.

Um so schwierige Diskussionen zu vermeiden, sage ich häufig einfach, dass ich aus Russland komme. Normalerweise reicht das, aber manchmal geht es dann

erst richtig los. "Oh, meine Mutter stammt aus Ostpreußen!" oder "Da war mein Vater im Krieg" oder "Ah, ich war auch schon mal in St. Petersburg und Moskau" sind der Beginn eines langen Gespräches. Die "Amateuranthropologen", meistens ältere Leute, blicken mich skeptisch an ("der sieht aber nicht wie ein Russe aus") und verlangen nach Präzisierung. "Sind Sie direkt aus Russland oder einer der ehemaligen Sowjetrepubliken?" Ich pflege zu antworten: "Aus verschiedenen. Aus Moldawien." "Ah, Moldawien", unterbrechen mich Pensionäre mit viel Zeit und Geografiewissen schon hier und fragen mich dann stundenlang aus.

Dass ich auch oft für einen Franzosen gehalten werde, habe ich noch nicht gesagt. Das ist besonders der Fall, wenn ich meine Baskenmütze aufhabe. Einen französischen Arbeitskollegen fragte ich einmal scherzhaft, welchem Franzosen ich mit meiner Baskenmütze am ähnlichsten bin, vielleicht einem Partisanen? Er guckte mich eingehend an und sagte dann: "Keinem. Du bist zu gut genährt. Du mußt 15 Kilo abnehmen." Als ich ihm dann aber aus Versehen auf den Fuß trat, schimpfte er: "Auch wenn du wie ein Franzose aussiehst, gibt dir das nicht das Recht, mir auf die Füße zu treten."

Am häufigsten aber werde ich, wie gesagt, für einen Türken oder Araber gehalten. Also für einen Muslim. Als ich ganz neu in Hamburg war, habe ich mich darüber immer gewundert. Fast alle Muslime, die ich auf der Straße traf, wünschten mir "Salam alaikum!" und ich antwortete genauso, ging aber weiter, denn mein Deutsch war noch nicht so gut, dass ich mich unterhalten konnte. Aber als ich mich dann verständigen konnte, kam auch kein Gespräch zustande. Sobald mein Gegenüber merkte, dass ich nicht der war, für den er mich gehalten hatte, war das Gespräch zu Ende. Ich war immer sehr enttäuscht, denn ich hätte mich gern mit diesen Leuten unterhalten, aber sie wollten nicht.

Einmal ging ich auf der Mönckebergstraße spazieren, als plötzlich von der gegenüberliegenden Straßenseite ein alter Mann auf mich zustürmte, mir die Hand entgegenstreckte und mich mit türkischen Worten überschüttete. Automatisch streckte auch ich ihm die Hand entgegen. Aus seinem Wortschwall verstand ich nur das einzige Wort "Efendi", eine Höflichkeitsform bei der Begrüßung eines Mannes. Er schien glücklich, mich zu sehen, lächelte mich an, drückte mir kräftig die Hand, bis er aus meinem Kopfschütteln und meiner Gestik auf einmal begriff, dass ich ihn gar nicht verstand. Sein Händedruck ließ nach und er fragte mich schon auf Deutsch: "Sie verstehen kein Türkisch?"

Sie kennen Ihre Muttersprache nicht?" "Ich bin kein Türke", antwortete ich. "Kein Türke?" – "Nein." Der Händedruck wurde noch schwächer. "Araber?" – "Nein". Der Händedruck ließ noch mehr nach. "Muslim?", fragte er mit einem letzten Schimmer von Hoffnung in der Stimme. "Nein." Er stieß meine Hand heftig von sich und ging, ohne sich zu verabschieden, seiner Wege. Ich hatte ihn enttäuscht, dabei hatte er mich so herzlich begrüßt.

Eine Gruppe, die wirklich viel Freude an mir hat, sind die Afghanen. Die meisten sind über die ehemalige Sowjetunion nach Deutschland gekommen und können daher ein bisschen Russisch. Sie demonstrieren mit Freude ihre Russischkenntnisse, selbst wenn sie nur noch für ein paar Worte reichen. Viele erinnern sich mit viel Wärme an die Zeit in Russland, besonders, wenn sie dort studiert haben.

Warum die Muslime mich für einen der ihren hielten, wurde ziemlich schnell klar. Es war nicht nur mein Aussehen. Eine Rolle spielte auch meine Mütze, die ich mit nach Hamburg gebracht hatte. Das war eine einfarbige, selbst gestrickte runde Mütze, wie sie hier nur von Muslimen getragen wird. Diese Mütze sowie mein Vollbart, den ich damals trug, machten mich äußerlich zu einem hundertprozentigen Muslim. Und nicht genug. Ich ähnelte nicht nur einem gewöhnlichen Muslim, sondern vermutlich irgendeinem Hierarchen. Denn man begrüßte mich nicht einfach so, sondern verbeugte sich tief vor mir und faltete die Hände vor der Brust. Ein Vorfall auf einem Basar ist mir da in Erinnerung. Ich ging mit meiner Frau von Stand zu Stand und hielt bei einem jungen Türken an. Er bückte sich gerade, um Ware unter dem Ladentisch hervorzuholen und als er wieder hochkam, sah er uns. Er starrte mich an, und die Ware fiel ihm aus der Hand. Er murmelte etwas vor sich hin, verbeugte sich ständig und faltete die Hände. Da ich solche Reaktionen schon öfter erlebt hatte, machte ich ihm nur beruhigende Zeichen und flüchtete mit meiner Frau zum nächsten Stand.

Dieser Vorfall brachte das Fass der Geduld bei meiner Frau zum Überlaufen und sie verlangte von mir, Bart und Schnurrbart abzunehmen und die besagte Mütze nicht mehr zu tragen. Aber mein Vorschlag war genau umgekehrt: Sie könnte doch ein Kopftuch umbinden, damit wir wie ein glückliches muslimische Paar aussehen. Die Art wie wir spazieren gehen, passt doch schon so gut, denn ich gehe immer fünf Schritte voraus.

Aber natürlich habe ich auf meine Frau gehört und den Bart abgenommen. Nur nicht den Schnurrbart, denn der gehört schließlich zu den sekundären männlichen Geschlechtsmerkmalen. Trotzdem verringerte sich meine Ähnlichkeit mit Muslimen deutlich. Ein weiterer Schritt war, dass ich auf meine geliebte Mütze verzichtete. Die Ähnlichkeit war jetzt nur noch gering, aber sie war da. Und von Zeit zu Zeit grüßen mich

noch Menschen in exotischen Sprachen. Ich antworte allerdings nur noch auf Deutsch, denn das letzte Mal, als ich leichtsinnig mein "Salam alaikum" in einem arabischen Laden schmettete, ist mir noch gut in Erinnerung. Als wir die Einweihung in unserer ersten eigenen Wohnung feiern wollte, schickte meine Frau mich Salat zu kaufen. Die Nachbarin zeigt uns das marokkanische Geschäft um die Ecke. Der Ladeninhaber freute sich sehr über die Begrüßung auf Arabisch und ergoss einen arabischen Redeschwall über mich. Als ich ihn endlich unterbrechen konnte, bat ich ihn Deutsch zu sprechen. Das Übliche: Wundern, dass ich die "Muttersprache" nicht kann. Ich erklärte ihm, dass ich aus Russland sei und fügte nebenbei hinzu: "Und du bist aus Marokko." Er war überrascht. "Woher weißt du das?" Aus Spaß sagte ich: "Ich weiß alles, ich habe beim KGB gearbeitet." Silbe für Silbe wiederholte er voller Schrecken: "K-G-B?" "Ja", antwortete ich, "aber jetzt möchte ich nur Salat bei dir kaufen. Hast du frischen?" "Natürlich, so viel du willst." Ich kaufte und ging. Aber jedes Mal, wenn ich an seinem Laden vorbeikam, sprach er mich auf Arabisch an. Ab und an erinnerte ich ihn, dass ich aus Russland sei. Jedes Mal wunderte er sich aufs Neue und sagte: "Aber ich erinnere mich doch ganz genau, dass du mit mir Arabisch gesprochen hast." Das fing an mir auf die Nerven und ich machte allmählich einen großen Bogen um sein Geschäft. Aber einmal, als ich an der Ampel wartete, hat er mich doch noch erwischt. Er kurbelte das Fenster runter und strahlte mich an: "Hallo, wie geht's in der Türkei?" Ich antwortete nur: "Das Wetter ist wunderbar."

Meine Frau hätte es gern gesehen, wenn ich meinen Schnurrbart auch abgenommen hätte. Ihre Gründe waren allerdings wenig überzeugend. Sie verglich mich immer wieder mit dem Kurdenführer Abdullah Öcalan, der damals noch auf freiem Fuß war, und wollte mir weismachen, dass ich noch in Schwierigkeiten wegen dieses Schnurrbarts kommen würde. Ich habe ihr zwar gesagt, dass nur der Schnurrbart ähnlich ist und nicht ich selbst. Ihre Befürchtungen wären berechtigt, wenn ich in Uniform mit einem Gewehr in der Hand herumlaufen würde.

Tatsächlich interessierte sich einmal die Polizei für mich. Allerdings nicht wegen des Schnurrbartes und nicht in Deutschland, sondern in Israel. Dort war ich mit meiner Frau zu Besuch. Als hilfsbereiter Mensch hatte ich mich eines Tages bereit erklärt, die Teppiche des Gastgebers zu klopfen. Ich hatte gerade angefangen, da flog auch schon ein PolizeijEEP mit Blaulicht heran. Ein Nachbar hatte sich über den fremdartigen Typ gewundert, der da Teppiche klopfte. Vielleicht hatte er auch das Geräusch für Schüsse gehalten. Der Polizist fragte mich ganz aufgeregt auf Englisch, wer ich sei. Ich nannte meinen Namen. "Haben Sie Ihren Pass dabei?", fragte er. "Nein", sagte ich, denn ich stand da in T-Shirt und Shorts. "Und was

מילה כּוּרֵב

machen Sie hier?", wollte er wissen. "Ich helfe meinen Freunden." Die Fragen machten mich nervös, denn statt Englisch drängten sich mir lauter deutsche Wörter in die Sprache. Dem Polizisten war es egal. Er beruhigte sich langsam, denn weder äußerlich noch dem Akzent nach passte ich in das Bild eines Terroristen. Etwas wollte er aber unbedingt noch wissen. Auf einmal fragte er mich: "Sind Sie Georgier?" "Nein, Russe", antwortete ich automatisch. Und ich dachte: "Wie immer die Frage nach der Nationalität und dazu noch die falsche

Antwort." Aber der Polizist hatte das schon richtig verstanden. "Okay" sagt er und ging.

Am nächsten Tag ging ich mit meiner Frau im Hafen der israelischen Stadt Haifa spazieren. Plötzlich sahen wir einen Lastwagen, beladen mit Containern der Reederei "Hamburg Süd". Die Buchstaben des Namens schienen uns riesengroß. Voller Überraschung riefen wir beide wie aus einem Munde "Oh, Hamburg" und fotografierten uns vor diesem Lkw. Hamburg, das hatte für uns schon etwas Heimatliches.

